

Praterspatzen.

Einzelheit trägt die starke Charakterfarbe unserer Gegenwart, so daß man es nie und nirgends vergessen kann, wie heute Freund und Feind in der Welt gruppiert sind. Die Kinder marschieren im gleichen Tritt umher, während sie singen, wird ihnen am anderen Ende Saales der Tisch gedeckt. Während sie singen und marschieren, werden kleine Abietungen von ihnen aus der Reihe genommen, hinausepediert und in stillen Nebenzäumen nacheinander abgeputzt, bis sie alle würdig sind, bei der Mittagstafel zu erscheinen. Solch fetterische Keimlichkeit, solch gründliche Pflege ist den meisten unter ihnen anfangs fremd gewesen, ist ihnen aber nun halb genug zum Bedürfnis geworden. Dann sitzen sie an langen niederen Tischen, und bis das Essen aufgetragen wird, müssen sie die Händchen gekreuzt auf dem Rücken halten oder kleine Freilübungen mit den Armen ausführen. Das nötigt sie in Geduld, hindert Unordnung und Lärm. Wo immer man in einer Schule oder Kirtorgansaal solch einen Saal voll Kinder überblickt, wird man im Gemüt leise ergriffen und aufgeheitert zugleich. All die kleinen, braunen, die schwarzgelockten und blonden Köpfe, die runden oder schmalen Kindergesichter in ihrer reizenden Unfertigkeit, die blanken Kinderaugen, in denen so viel aufrechtiges Begehren, so viel unschuldige Selbstsucht und solch ein unendliches Vertrauen leuchten, verschönern und ergehen wie mit irgendwelchen Schmerzlichkeiten des Daseins, ohne daß man recht zu sagen wüßte, warum. Kleine Kinder . . . das ist menschliche Junglaas. Noch steht sie dünn und niedrig am Boden und bedarf, aufsprossend, der Sonne. Ein Anblick, der allemal rührend wirkt und an den Frühling erinnert. Aber diese Kinder da haben mich stärker ergriffen als andere, die ich jemals besucht habe. Diese armen kleinen Praterspatzen sind denn auch wirklich anders. Man merkt das erst nach und nach. Sie spielen wohl wie alle Kinder, sie singen ebenso, aber sie lachen nicht wie andere Kinder. Ein Schattensitz über ihrem Wesen, ein dunkler Schleier umhüllt ihre freie Heiterkeit und dämpft sie ab. Hier gibt es Kinder, deren

Augen immer noch starr aufergriffen sind von all den Schrecken, die sie gesehen haben. Sie erzählen nichts und sind wohl auch noch zu klein, um erzählen zu können, aber die Mergle haben die Starchheit des Entsetzens in diesen Kinderaugen festgesetzt, eine Starchheit, die nur langsam weichen wird. Hier gibt es Kinder, die noch kein Wort gesprochen haben, seit sie herkommen. Sie singen auch nicht mit, verbergen sich im Schwarm der anderen und bleiben stumm, selbst wenn sie spielen. Es ist erschütternd, sie zu beobachten, denn sie spielen mit einem zögernden Ernst, unendlich, unbeteiligt, gleichsam nur aus Höflichkeit, weil man es von ihnen verlangt. Das Brauen, das sie erblet haben, hat ihnen die Lippen verlegt. Sie sind so klein, haben erst vor kurzem angefangen, zu sprechen und sie schweigen nun schon. Es wird eine Weile brauchen, bis es gelingt, sie aus ihrem Bestimmen hervorzuloden, aus ihrem rätselhaften, in sich selbst zurückgeschleuderten kindlichen Wesen. Hier gibt es Kinder, von denen man nicht weiß, wer und wo ihre Eltern sind. Sie sind noch zu klein, um auf die Frage nach Vater und Mutter Antwort zu geben. Doch sie brechen in Tränen aus, wenn sie das Wort Mutter hören. Sie wissen nichts; sie spüren nur, daß jetzt nicht mehr die Brutwärme der mütterlichen Liebe sie umhüllt. Diese animalische Brutwärme des Nestes, der umfangenden Mutterarme, für die ja kleine Kinder ein so tiefes, ahnungsvolles Versehen haben. Diese Kinder hier sind auf einem weiten Leidensweg bis zu uns gekommen: sie sind durch viele Hände gegangen, durch rauhe und durch sanfte, immer aber durch fremde Hände, und das hat die zarte Unberührtheit des Gemüts von ihnen abgestreift. Sie sind heimtätig, und wenn sie das auch nicht mit fettigen Worten denken können, sie wissen es in ihren jungen Herzen. Sie singen mit, wenn die anderen singen, aber man muß nur neben ihnen sitzen, ihnen lauschen, dann hört man, wie zaghaft ihre Stimmchen geht: schüchtern, gehorsam und leise. Nichts kann trauriger sein als die Stimme eines Kindes,

das gar keinen eigenen Willen mehr wagt, weil sein Instinkt herausgefunden hat, daß die Elternliebe, die einzige, die den kindlichen Willen duldet, nicht da ist. Sie singen flüsternd, diese Kleinen, als fühlten sie, ihnen sei nun kein Recht mehr, ein wenig Lärm zu machen. Mit gestenken Blicken jagen sie, wie eben Kinder, die allein in der Welt sind, ohne Vater und Mutter. Praterspatzen . . . sie sind anders, als man sonst wohl arme Kinder gesehen hat. In ihr junges Gesicht hat der Krieg furchtbar eingegriffen. Aber sie wissen noch gar nicht, was der Krieg ist, sie verstehen noch nichts von all seinen Schrecken, deren kalter Nimm sie angehaucht hat, sie begreifen noch nicht, was ihnen geschehen ist. Sie marschieren hier, im Glasalon eines Praterwirthshauses, rundum im Kreis, singen die „Wacht am Rhein“ und die Volkshymne.

Wiener Pranten betreten die armen verstreuten Kinder Galiziens. Eine junge Frau voll besonnenener Energie widmet seit Monaten von früh bis abends ihre ganze Kraft dem Rettungswert, ordnet, schlachtet, hilft, greift zu, wo die Not am grimmigsten ist, organisiert Auspeisungen, Verteilung von Kleidern, Zuweisung von Unterstand, setzt Leestuben in Betrieb und sorgt dafür, daß die armen Wöchnerinnen, deren es so viele unter den Flüchtlingen gibt, in ihrer schweren Stunde ein Bett und ärztlichen Bestand haben. Von diesen Wöchnerinnen kam neulich eine, schon genesen, mit ihrem Kind in die Leestube. Ein prächtiges, in Jugendfülle strophentes Weib. Man fragt sie, ob das Baby ein Mädchen sei, und sie antwortet in lagender Entrüstung: „Seht . . . ein Mädchen! Wir waren fünfundzwanzig Weiber von den Flüchtlingen in der Klinik und dreißig haben Buben getriegt. . . Für die zwei anderen aber haben sich gehörig gesäumt!“ Für Kinder und Kranke, für hungernde Männer und darobende Kinder muß Hilfe geschafft werden. Und Hilfe fand sich für manche — nicht für alle. Eine herzhaft junge Frau